

(Nachdruck verboten.)

## Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

Von Morten sahen sie nichts mehr. Im Anfang besuchte er sie, hörte dann aber auf, zu kommen. Sie waren damals so viel voneinander in Anspruch genommen, und Ellens kühles Wesen hatte ihn vielleicht zurückgeschreckt. Er konnte ja nicht wissen, daß das ihre Art allen gegenüber war! Pelle konnte niemals eine müßige Stunde finden, um ihn aufzusuchen, vermied ihn aber oft. „Kannst Du verstehen, was es mit ihm ist?“ fragte er Ellen verwundert. „Wir haben doch so viel Gemeinsames miteinander, er und ich. Ob ich mal kurzen Prozeß mache und ihn aufsuche?“

Ellen antwortete nicht darauf, sondern küßte ihn nur. Sie wollte ihn ganz für sich haben und umgab ihn mit ihrer Liebe; ihr warmer Hauch machte ihn glücklich und schwach. Ihr Herz umschloß ihn von hinten wie eine Mauer; er hatte ein schwaches Gefühl dafür, rührte sich aber nicht. Er fühlte sich behaglich, wo er war.

Das Kind verurteilte neue Ausgaben, und Ellen hatte genug zu tun; es blieb nicht viel Zeit für sie, ihm zu helfen. Er mußte gehörig hinter der Arbeit her sein, damit sie sich den klauen Winter vom Leibe halten und traulich in ihren vier Wänden sitzen konnten. Zeit zum Stillstehen und Nachdenken gab es nicht. Es war eine Tatsache, die das tägliche Leben selbst festnagelte, daß kleine Leute reichlich damit zu schaffen hatten, wenn sie ihre eigenen Angelegenheiten besorgten; das brauchte ihnen nicht einmal bewußt zu werden.

Keiner seiner Gedanken schweifete jetzt mehr da draußen umher. Es war im Grunde nur eine alte Gewohnheit, wenn er während der Frühstückspause in der Werkstatt dasaß und in das Butterbrotpapier hineinguckte, in alte Exemplare vom „Arbeiter“. Dann konnte es wohl sein, daß er etwas in der Luft über sich hinwegzöge fühlte, woran er keinen Anteil hatte, und den Kopf mit einem lauernden Ausdruck erhob. Aber Ellen kannte das Fremde, das in seinem Blick auftauchte und wußte es mit einer Liebföschung auszulöschen.

Eines Tages begegnete er Morten auf der Straße. Pelle freute sich, aber in Mortens Blick lag ein skeptischer Ausdruck. „Warum kommst Du eigentlich nie mehr zu mir hinaus?“ fragte Pelle. „Ich sehne mich oft nach Dir, aber ich kann ja nicht gut von Hause fortkommen.“

„Ich habe mir eine Braut angeschafft, das nimmt mich ganz in Anspruch.“

„Hast Du Dir eine Braut angeschafft?“ sagte Pelle lebhaft. „Erzähl mir ein wenig von ihr.“

„Ach, da ist nicht viel zu erzählen.“ sagte Morten mit einem trüben Nächeln. „Sie ist so zerlumpt und verkommen, daß kein anderer sie haben will, und da hab ich sie genommen.“

„Das sieht Dir wahrhaftig ähnlich!“ Pelle lachte. „Aber allen Ernstes, wer ist das Mädchen, wo wohnt sie?“

„Wo sie wohnt?“ Morten stierte ihn einen Augenblick verständnislos an. „Ja, da hast Du im Grunde recht. Wenn man weiß, wo Leute wohnen, weiß man auch gleich das Ganze. Die Polizei stellt auch immer diese Frage.“

Pelle wußte nicht, ob Morten hinterhältig sprach oder in gutem Glauben; heute war gar nicht aus ihm Flug zu werden. Sein bleiches Gesicht sah gequält aus. Es lag ein wunderlicher Schimmer in den Augen. „Jrgendwo muß man bei dieser Winterkälte ja wohnen.“ sagte er.

„Ja, da hast Du recht! Und sie wohnt auf dem Gemeindeanger, wenn der Polizist sie da nicht rauschmeißt. Er ist der Bize für die Unglücklichen, weißt Du! Es ist ja neulich Volkszählung gewesen — hast Du wohl beachtet, wie man dabei vorgegangen ist? Es war befohlen, daß alle angeben sollten, wo sie in einer bestimmten Nacht wohnten. Wurden aber den Obdachlosen auch die Volkszählungslisten vorgelegt? Nein, alle, die in Schuppen, auf dem Gemeindeanger, in Neubauten und in den verschlossenen Mistgruben der Fuhrleute wohnen, die haben kein Heim und zählen folglich auch nicht mit. Das ist ganz schlau eingerichtet, weißt Du, sie existieren überhaupt nicht. Sonst bekäme man ja eine häßliche Zahl mit auf die Liste, die Zahl der Obdachlosen. Nur

einer in der Stadt hier hat Kenntnis davon, ein Straßenmissionar; und mit dem bin ich einige Nächte ausgegangen; es ist grauenertörend, was wir da gesehen haben! Ueberall, wo nur ein Spalt ist, drängen sie sich hinein, um Schutz zu suchen, unter den eisernen Treppen liegen sie und frieren tot. Wir fanden so einen alten Mann und riefen einen Schutzmännchen herbei; der steckte seine rote Nase der Leiche gerade in den Mund und sagte: „Tot am Suff.“ Das steht da nun an der Stelle, wo es im Bericht heißen sollte: tot gehungert! Es darf ja nicht heißen, daß hier in diesem Lande jemand wirklich Not leidet, verstehst Du. Hier friert niemand, der sich rühren will; hungert jemand, so ist es seine eigene Schuld. So muß es notwendigerweise in einem der aufklärtesten Länder der Welt heißen, man ist zu kultiviert geworden, um die Not an seiner Seite frei dahingehen zu lassen; das würde die Genüsse schwächen und Einfluss auf die nächtliche Ruhe haben. Also muß man sie sich vom Leibe halten, sie abzustreifen ist ein wenig zu umständlich; aber die Polizei ist ja darauf dressiert, sie in die Ecken und Winkel hineinzujagen. Geh nach dem Truggraben und sieh, was sie in dieser Zeit an einem einzigen Tag an Land bringen, von Dir, da ist es ja nicht weit bis dahin! Unglücksfälle, nicht wahr! Der Boden ist ja glatt und die Leute kommen dem Kai zu nahe! — Neulich abends brachte eine Frau in einem offenen Torweg in der Norderstraße ein Kind zur Welt bei zehn Grad Kälte. Leute, die vorüberkamen, waren empört; es sei unverantwortlich von ihr, in diesem Zustand auszugehen, sie könne sich doch zu Hause halten. Es fiel ihnen nicht ein, daß sie kein Heim hatte, nun ja, aber dann hätte sie sich ja an die Polizei wenden können, die muß sich doch der Leute annehmen. Im Gegenteile, als wir sie in die Droschke legten, schrie sie voller Schrecken: „Nicht ins Entbindungshaus!“ Sie war ja schon einmal dagewesen. Sie muß einen Grund gehabt haben, dem Torweg den Vorzug zu geben, ebenso wie die anderen, die die Kanäle dem Armenhaus vorziehen.“

Morten fuhr fort, rücksichtslos, als müsse er einer inwendigen Qual Luft machen. Pelle lauschte staunend diesem Ausbruch zerrissenen Schmerzes mit einem beschämten Gefühl, daß er selbst eine Fettschicht um das Herz habe. Das Elend nahm wieder einen eigenen lebendigen, grausamen Schimmer an unter Mortens Rede.

„Warum erzählst Du mir das alles, als gehöre ich zu den Oberklassen?“ sagte er. „Ich kenne das ja ebenso gut wie Du.“

„Und dabei haben wir nicht mal ein Notjahr,“ fuhr Morten fort; „es sind dies normale Zustände, wie sie die Jahreszeit immer im Gefolge hat. Gestern stahl ein armer Mann bei uns ein Brot vom Ladentisch und lief damit weg; nun soll er für sein ganzes Leben gebrandmarkt werden. Mein Gott, daß er sich um so wenig zum Dieb machen wollte, sagte die Frau des Meisters, um ein Brot zu fünfunddreißig Dere. Ist das wohl zu begreifen, fürs ganze Leben gebrandmarkt um ein Weißbrot!“

„Er hungerte ja,“ sagte Pelle dumpf.

„Hungerte, ja natürlich hungerte er, aber für mich ist es Wahnsinn, sage ich Dir, ich fasse es nicht; und jeder andere meint, daß es so leicht zu verstehen ist. Warum ich Dir das erzähle, fragst Du, Du weißt das alles ja selbst.“

„Nein, aber Du weißt es doch nicht richtig, sonst müßtest Du Dich verrückt grübeln über den entsetzlichen Wahnsinn, daß diese beiden Worte: Brot und Verbrechen, zusammengehören können! Ist es denn nicht verrückt, daß die beiden Enden sich gegeneinander biegen sollen und den Ring um ein Menschenleben schließen? Daß man überhaupt Brot stehlen kann — Brot, verstehst Du? Das sollte gar nicht gestohlen werden, was hat das mit Diebstahl zu tun, daß sich einer satt ißt? Des Morgens lange vor sechs sammeln sich die Armen draußen vor unserem Laden an und stehen aufgereiht da, um zuerst zu dem alten Brot zu gelangen, das zum halben Preis verkauft wird. Die Polizei ordnet sie in Reihen, so wie an der B. Kettkaffe im Theater, und einige kommen schon um vier und stehen zwei Stunden in der Kälte, um ihren Platz zu behaupten. Aber außer denen, die kaufen, finden sich immer eine Menge noch Kermerer ein; sie haben nichts, wofür sie kaufen könnten, aber stehen doch da und

starrten, als interessiere es sie sehr, zu sehen, wie die andern billig zu Brot kommen. Sie stehen und warten auf das Wunder in Form einer Scheibe Brot. Man kann das an der Art und Weise sehen, wie ihre Augen jede Bewegung verfolgen, in derselben verzweifelten Hoffnung, wie sie in dem Blick der Hunde liegt, wenn sie an dem Schlächterwagen stehen und den Himmel anflehen, daß der Schlächter ein wenig fallen lassen möge. Sie begreifen nicht, daß nicht irgendeiner sich ihrer erbarmt. Nicht wir Menschen — Du solltest ihre Ueberraschung sehen, wenn wir ihnen etwas gäben — sondern der Zufall, das Unglück. Großer Gott, Brot ist so billig, das billigste von allem Wichtigen auf dieser Erde, und doch können sie nicht einmal genug davon bekommen! Heute morgen steckte ich einer alten Frau ein Brot zu, und sie küßte es und meinte vor Freude. Findest Du, daß das zum Aushalten ist?" Er starrte Belle an, es lauerte Wahnsinn in seinem Blick.

"Du tust mir unrecht, wenn Du glaubst, daß ich es nicht auch fühle," sagte Belle still. "Aber wo führt ein schneller Weg aus diesem Uebel heraus? Wir müssen langmütig sein und uns organisieren und auf die Zeit hoffen. Uns unser Recht nehmen, so wie sie das anderswo tun, dazu taugen wir nicht."

"Nein, das ist es ja gerade! Man weiß, daß wir nicht dazu taugen. Darum kann die Gerechtigkeit nicht gedeihen. Das Volk bekommt nur, was ihm zukommt, wenn die Leitenden wissen, daß sie es sich im schlimmsten Fall selbst schaffen können."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Chadschi-Murat.

18] Von Leo Tolstoi.

15.

Dieser Bericht wurde am 24. Dezember aus Tiflis abgesandt. Am Vorabend des Neujahrs 1852 überbrachte ein Feldjäger, nachdem er ein Dutzend Pferde müde gejagt und ebenso viele Postillione blutig geprügelt hatte, das Schreiben dem damaligen Kriegsminister Fürsten Tschernyschew, und am 1. Januar 1852 brachte Tschernyschew, als er sich zum Zaren Nikolaus zur Audienz begab, in seinem Portefeuille unter anderen Schriftstücken auch diesen Bericht Woronzows mit.

Tschernyschew liebte Woronzow nicht, sowohl wegen der allgemeinen Hochschätzung, deren Woronzow sich erfreute, als auch wegen seines Reichthums, sowie endlich darum, weil Woronzow ein echter Grandseigneur, er selbst aber nur ein Parvenu war — hauptsächlich jedoch, weil der Kaiser für Woronzow ein ganz besonderes Wohlwollen hegte. Mit Eifer nahm daher Tschernyschew jede Gelegenheit wahr, Woronzow beim Zaren nach Kräften anzuschwärzen. Bei seinem letzten Vortrag über die kaukasischen Angelegenheiten war es Tschernyschew gelungen, die Unzufriedenheit des Zaren mit Woronzows Maßnahmen zu erregen: infolge mangelnder Voraussicht auf seiten der Heeresleitung war nämlich, wie er zu berichten wußte, eine kleinere Kofalenabteilung von den Bergbewohnern aufgerieben worden. Jetzt hoffte er nun, die Anordnungen, die Woronzow betreffs Chadschi-Murats getroffen hatte, in einem schlechten Lichte erscheinen zu lassen. Er hoffte, den Kaiser davon überzeugen zu können, daß Woronzow nicht richtig handelte, wenn er, in schwächlicher Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der eingeborenen Bevölkerung und offenbar zum Nachteil der russischen Sache, Chadschi-Murat im Kaukasus beließ; es sei mehr als wahrscheinlich, daß Chadschi-Murat nur gekommen sei, um die Stärke der russischen Streitkräfte zu erkunden. Jedenfalls sei es besser, Chadschi-Murat irgendwo im Zentrum des Reiches zu internieren und seine Person erst dann auszuspielen, wenn seine Familie von russischer Seite ausgelöst wäre und man seines Gehorsams sicher sein könnte. Dieser Plan sollte Tschernyschew jedoch nicht gelingen, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil Nikolaus am Morgen des 1. Januar sich in ganz besonders schlechter Laune befand und aus reinem Widerspruchsgeliste jeden ihm unterbreiteten Vorschlag, was er auch enthielt, und von dem er auch ausgehen mochte, unbedingt verworfen hätte. Um so weniger war er geneigt, gerade auf Tschernyschews Plan einzugehen, den er auf seinem Posten nur duldete, weil er ihn vorderhand für unersehrlich ansah, während er ihn tatsächlich für einen großen Schurken hielt, der, wie ihm wohl bekannt war, im Detabritenprozeß seinen Schwager Sachar Tschernyschew ins Unglück stürzte, um sich hinterher seines Vermögens zu bemächtigen. Daß der schlechten Laune des Zaren Nikolaus also durch Chadschi-Murat im Kaukasus bleiben, und sein Schicksal blieb unverändert, während es sicherlich eine andere Wendung genommen hätte, wenn Tschernyschew seinen Bericht zu einer andern Zeit gehalten hätte.

Es war gegen halb zehn Uhr, als Tschernyschew's dicker, härtiger Kutsher in seiner himmelblauen, spitzkantigen Samtmütze im Nebel

eines zwanziggradigen Frostes, auf dem Bod des eleganten kleinen Schlittens à la Nikolaus am Eingang des Winterpalais hielt und dem ihm befreundeten Kutsher des Fürsten Dolgoruki zunickte, der seinen Herrn bereits vor einer ganzen Weile hergebracht hatte und nur, die Fügel unter dem dick auswattierten Gefäß, vor der Anfuhr wartend sich die erfrorenen Hände rieb. Tschernyschew trug einen Mantel mit weichem, grauem Vibertragen über der Uniform und einen Dreispitz mit Hahnenfedern auf dem Kopfe. Er schlug das Schugleder aus Bärenfell zurück, steckte vorsichtig die erfrorenen Beine aus dem Schlitten, setzte die horenklingenden Stiefel, die, wie er mit Stolz sich zu rühmen pflegte, noch nie in Galoschen gesteckt hatten, rüstig auf den Läufer und schritt nach der Eingangstür zu, die der Schweizer ehrerbietig vor ihm öffnete. Im Wohnzimmer übergab er seinen Mantel dem auf ihn dienstfertig zueilenden alten Kammerdiener, trat vor den Spiegel und nahm vorsichtig den Hut von der gekräuselten Perücke. Als er sein Äußeres im Spiegel gemüthert und mit gewohnter Handbewegung seine Frisur an Scheitel und Schläfen geglättet, sowie das Kreuz am Halse, die Achselstücke und die großen Spauletten mit dem Namenszug des Kaisers zurechtgerückt hatte, stieg er, mit den alterstheifen Beinen vorsichtig ausstreichend, die teppichbelegte steile Treppe hinan. An den in Paradeuniform vor den Türen stehenden, sich tief verneigenden Hoflakaien vorüber gelangte Tschernyschew in dem Audienzsaal. Der diensttuende Flügeladjutant, der soeben erst zu dieser Würde ernannt worden war, trat ihm, über das ganze noch nicht abgelebte, schmurrbartgezierte Antlitz strahlend, in der funkelnagelneuen, mit Spauletten und Achselstücken geschmückten Uniform ehrerbietig entgegen.

Fürst Wassilij Dolgoruki, der Gehilfe des Kriegsministers, begrüßte diesen mit einem gelangweilten Ausdruck in dem geistlosen Gesichte, dessen Wadenbart, Schmurrbart und Schläfenhaar genau nach dem Vorbild des Kaisers zugeschnitten war.

"Der Kaiser?" wandte sich Tschernyschew an den Flügeladjutanten, während er einen fragenden Blick nach der Tür des Kabinetts warf.

"Seine Majestät ist eben eingetreten", sagte der Flügeladjutant, offenbar mit Wohlgefallen dem Klange seiner eigenen Stimme lachend. Mit weichem Schritt, so gleichmäßig hinstrebend, daß aus einem auf seinen Kopf gestellten vollen Glase Wasser nicht ein Tropfen verschüttet worden wäre, trat er, in seinem ganzen Wesen die Hochachtung vor dem Raume ausdrückend, den er zu betreten im Begriff stand, auf die Kabinetttür zu, öffnete sie lautlos und verschwand hinter ihr.

Dolgoruki hatte inzwischen sein Portefeuille geöffnet und in den darin befindlichen Schriftstücken geblättert.

Tschernyschew ging mit düsterer Miene im Zimmer auf und ab, streckte seine Beine und sagte in Gedanken noch einmal alles zusammen, was er dem Kaiser vortragen wollte. Er ging gerade an der Tür des Kabinetts vorüber, als diese sich wieder öffnete und der Flügeladjutant, noch strahlender und ehrerbietiger als vorher, aus ihr heraustrat. Mit einer einladenden Handbewegung bedeutete er dem Minister und seinem Gehilfen, daß sie eintreten möchten.

Das Winterpalais war nach dem Brande längst wieder restauriert, doch Zar Nikolaus bewohnte immer noch ausschließlich die obere Etage. Das Kabinett, in dem er die Minister und sonstigen zum Vortrag befohlenen hohen Würdenträger empfing, war ein sehr hoher Raum mit vier großen Fenstern. Ein großes Porträt Kaiser Alexander I. hing an der Hauptwand. Zwischen den Fenstern befanden sich Kulte, an den Wänden einige Stühle. In der Mitte des Zimmers stand ein mächtiger Schreibtisch, davor der Sessel des Kaisers und daneben ein paar Stühle für die zum Vortrag Befohlenen.

Zar Nikolaus saß in einem schwarzen Uniformrocke mit dünnen Achselknäuren ohne Spauletten am Tische, streckte die breite, prall eingezwängte Brust über dem starken Embonpoint weit vor und sah die Eintretenden mit seinem leblosen Blicke starr an. Das lange, weiße Gesicht mit der mächtigen, vorspringenden Stirn, die über dem glatt angekämmten Schläfenhaar hoch aufstieg und sich unter der an die Haarreste geschickt angepaßten Perücke in einer Glase fortsetzte, erschien heute ganz besonders kalt und unbeweglich. Seine auch sonst trüb blickenden Augen schauten heute noch früher drein, und die unter dem spitzen nach oben gedrehten Schmurrbart hervortretenden welschen, alten Lippen, die durch den hohen Kragen festgehaltenen frisch rasierten, feisten Wangen mit den übrigen gelassenen Wadenbartstreifen und das in den Kragen eingezwängte Kinn verließen seinem Gesichte den Ausdruck der Unzufriedenheit, ja sogar des Zornes. Seine schlechte Stimmung hatte in starker Uebermüdung ihren Grund. Die Ursache dieser Uebermüdung aber war, daß er am Abend vorher an einer Medoute teilgenommen hatte, wo er sich, wie gewöhnlich, in seinem adlergeschmückten Chevaliergardehelm unter das Publikum gemischt hatte, das einerseits nach ihm hindrängte, andererseits von seiner riesigen, selbstbewußten Gestalt scheu zur Seite auswich. Er war da wieder jener Maske begegnet, die schon bei der letzten Medoute durch ihre elegante Figur und ihre wohlklingende Stimme seine greisenhafte Sinnlichkeit erregt hatte, dann aber, nachdem sie versprochen, auch den nächsten Ball wieder zu besuchen, ihm plötzlich entschlüpft war. Gestern nun war sie wieder an ihn herangetreten, und da hatte er sie nicht mehr losgelassen. Er hatte sie nach der eigens für diesen Zweck bereitgehaltenen Loge geführt, in der er mit ihr allein verweilen konnte. Schweigend war er bis zur Tür der Loge gelangt und sah sich nach

dem Logenschleifer um, der jedoch unsichtbar blieb. Stenrungenld wartete er einen Augenblick, stieß dann selbst die Tür der Loge auf und ließ seiner Dame den Vorritt.

„Es ist jemand drin,“ sagte die Dame und blieb stehen.

Die Loge war in der Tat besetzt: auf dem kleinen Samtiban saßen dicht nebeneinander ein Mannesoffizier und eine hübsche, junge, blondlockige Frau im Domino, ohne Maske. Beim Anblick der in ihrer ganzen Größe vor ihr stehenden, fürcht einflößenden Gestalt des Jaren stierte die blonde Frau rasch die Maske vor das Gesicht, während der Mannesoffizier, ganz starr vor Entsetzen, den Kaiser mit offenem Munde ansah und das Aufstehen vergaß.

So sehr auch Nikolaus gewöhnt war, das Gefühl der Angst und des Entsetzens in den Menschen zu erregen, so bereitete ihm diese Wirkung seiner Persönlichkeit doch stets von neuem ein besonderes Vergnügen, und er liebte es zuweilen, im Gegensatz zu dieser Wirkung seiner Person, die Erschrecken durch um so freundlichere Worte in Erstaunen zu setzen. Auch diesmal gefiel er sich darin, diesen Kontrast hervorzuheben.

„Nun, lieber Freund, du bist jünger als ich,“ sagte er zu dem vor Schreck erstarrten Offizier — „du kannst mir deinen Platz für ein Weilchen abtreten.“

Der Offizier sprang auf und verließ, abwechselnd errötend und erblickend, mit einem tiefen Bückling hinter seiner Maske her die Loge, während Nikolaus mit seiner Dame allein blieb.

Die Maske war, wie sich herausstellte, ein auffallend hübsches, unschuldiges junges Mädchen von zwanzig Jahren, die Tochter einer schwedischen Gouvernante. Sie erzählte dem Jaren, daß sie sich schon als kleines Mädchen in sein Bild verliebt, ihr stets vergöttert und sich vorgenommen habe, um jeden Preis seine Aufmerksamkeit zu erregen. Nun, da sie dieses Ziel erreicht, erklärte sie, keine weiteren Wünsche zu hegen. Das Mädchen wurde nach dem Ort gebracht, der für derartige Zusammenkünfte des Kaisers mit weiblichen Personen bestimmt war, und die hier angekrüppelte Liaison hat ihn wohl über ein Jahr in ihren Fesseln gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

## Vom Humor in der deutschen Sprache.

Von Franz Pflugl.

Sprache und Art eines Volkes sind eng miteinander verschwistert. Es darf uns deshalb nicht wundernehmen, wenn wir in unserer Sprache, namentlich in der Sprache des Volkes, so oft den Spuren des Humors begegnen, ist doch gerade er dem deutschen Volke besonders eigen, und es lohnt sich gewiß, ihm einmal nachzugehen.

Es ist eine oft zu beobachtende Erscheinung, daß die Wörter, je länger und je häufiger sie im Gebrauch sind, mehr oder weniger verblasen. Dadurch aber verlieren sie an Wert, sie bezeichnen die Sache nicht mehr so genau, wie es anfangs der Fall war. Das unbewußte Streben des Menschengesistes nach Klarheit und Bestimmtheit führt dann dazu, den Ausdruck zu verstärken. Dabei läßt sich aber das Volk leicht Uebertreibungen zuschulden kommen, und sehr oft ist der dem Deutschen eigene Humor, guter oder böser, der Schöpfer manches scherzhaft-übertriebenen Ausdrucks. Zu welchen kühnen Bildern versteigt sich z. B. das Volk beim Anblick eines Menschen, der vielleicht nur ein wenig über das gewöhnliche Maß, sei es in körperlicher oder geistiger Hinsicht, hinausgeht. Da heißt es: er ist spindeldürr, oder speckfett, lugefrund oder prasseldürr, federleicht oder zentnerschwer, hochgar oder eiskalt. Während der eine am eigenen Fette erstickt, hat der andere nichts als Haut und Knochen. Ist der eine dümmere als die Polizei erlaubt, so hat der andere die Weisheit mit Löffeln gegessen, hört das Gras wachsen, die Spinnen weben, die Krebse niesen, läßt die Mücken zur Ader und sagt den Flöhen helf Gott, wenn sie niesen. Das schreiende Kind schreit wie ein Löwe, und der Schlafende schnarcht wie ein Bär. Ein etwas säuerlicher Wein ist der reine Effig und ein nicht völlig weiches Stück Braten das zäheste Sohlleder. Wendungen wie: sich krank lachen, ein Gesicht machen wie zehn Tage Regenwetter, es schon zehn-, hunderttausendmal gesagt haben, sich die Weine weglassen, die Finger wund schreiben, die Augen ausweinen, in Tränen schwimmen, sich ganz voll machen (während es doch gewöhnlich nur einige Flecken sind), sich ewig nicht sehen lassen, eine halbe Ewigkeit ausbleiben, solche und ähnliche Wendungen legen Zeugnis ab für die außerordentlich reiche und lebhaft einbildungskraft des Volkes, für den Humor, der mit dem Ungeheuren, Unendlichen mit einer Freiheit spielt, die keine Grenzen hat.

Aus dem Gesagten geht auch hervor, daß das Volk nie zu abstrakten Worten greift; es vermeidet einfache Worte und Begriffe, wenn es irgendeine Leidenschaft, eine Tätigkeit oder einen Zustand bezeichnet. Vergnügt es sich aber ja mit einem Worte, so sind es nicht selten mehrfach zusammengesetzte, z. B. hellerlichterloh, mutterseelenallein, fuchsteufelswild, brett-nagel-dumm, kohl- oder pech-raben-schwarz oder gar kohlstrippel-rappelschwarz.

Vergleiche und Bilder zieht es den Wörtern vor; die sind ihm förmlich ans Herz gewachsen. Deshalb sagt es vom Verwunderten, er sperrt Mund und Nase auf, und vom Neugierigen, er macht

einen langen Hals. Der Betrühte läßt den Kopf hängen, der Stotzer trägt die Nase hoch, der Verblüffte macht ein langes Gesicht, den Verschwender große Sprünge usw. In dieser anschaulichen Ausdrucksweise tritt sehr oft die gute Laune, eine gewisse Ueberlegenheit über die Dinge und die Widerwärtigkeiten des Lebens, deutlich zutage. Denn nur der, der sich nicht unterliegen läßt, der immer wieder obenauf schwimmt, wird nach Empfang einer Krüge sagen können, daß er eine Nase oder sein Fett getriegt hat, daß ihm der Kopf gewaschen worden ist. Ist die Sache schlimmer abgelaufen, so wird er immer noch mit Humor erzählen, daß er böse versohlt, übel zugebeut, gehörig gewalzt, tüchtig verwalzt worden ist, daß ihm aus dem ff ausgespielt oder die Haut gegerbt worden ist. Der Sorgenvolle behauptet, es gehe ihm ein Mühlrad im Kopfe rum, und den Aufgebrachte möchte mit dem Kopfe durch die Wand rennen. Und wenn der eine erzählt, daß ihm da ein schöner Bär aufgebunden worden sei, daß er böse hineingefallen und eingeseift, auf den Leim gegangen sei, oder daß er ins Fettnäpfschen getreten, einen Wod geschossen, sich eine schöne Suppe eingebrockt habe und nun in der Klemme sitze, so geht aus solcher bilderreichen, humorvollen Sprache hervor, daß der Sprecher ein unangenehmes Gefühl der Unlust nicht ganz unterdrücken kann, daß er aber doch durch die verfligte Geschichte sich nicht aus seiner guten Laune bringen läßt.

Reicher Phantasie und köstlichem Humor, mitunter reichlich auch recht derbem, begegnen wir auf dem Gebiete der Wit- und Spitznamen, die das Volk Personen und Dingen beilegt. Vor allem sind es gewisse Berufsarten, die der Volkswitz heim sucht. Da wird der Barbier zum Verschönerungsrat, zum Doktor Strahbart oder auch zum Baripuker, Bartträger, Schnutenfeger und sogar zum Küffel-schaber. Die Kaufleute, insbesondere die Gehilfen, haben die Auswahl unter folgenden ehrenden Beinamen: Seringsbändiger, Ladenschwengel, Trankonditor, Tranprovisor, Delprinz, Tütentlebrich, Tütendreher, Kofinenengel, Sirupsritter. Die Kleinhändler heißen Tütenträger, die Großhändler Pfefferfäde, welcher Spitzname schon im Mittelalter gang und gäbe war. (Pfeffer in der Bedeutung von Gewürz, vergleiche Pfefferluchem-Gewürzluchen). Fadenbeißer, Ritter von der Nadel, Bekleidungsrat oder Med-med ruff man den Schneidern zu, Billendreher, Giftmischer den Apothekern, Stoppelhopfer den jungen Landwirten, Pflasterkasten den Wundärzten, Simmelfechter, Schwartenrutscher, Lappchen den Leinewebern, Bechhengst, Beckdrast, Drahtklemmer, Meister Knieiern den Schuhmachern, dem Schornsteinfeger aber Essentehrer, Röhrenkieser, Raminrat, Feuerküpel. Sehr schlecht kommen die Advokaten weg, die über Rechtsverdreher, Schabadvokaten, Beutelräumer, und die Bucherer, die über Hals- und Kehlschneider dankend quittieren können.

Neben diesen Spitznamen für Personen, deren es eine reiche Fülle gibt, hat das Volk auch manch drollige Benennung für Dinge geschaffen. Da wird das Geld je nach der beruflichen Stellung des Sprechers als Moos, Ache, Knepp, Draht, Leim usw. bezeichnet, die Ohren als Löffel, die Nase heißt je nach ihrer Beschaffenheit Kupfer-nase, Gurle, Zinken, Pomeranze oder auch Gesichtserker, Löt-solben, Riechhorn, der Mund Speiseanstalt oder Futterlufe, die über die Stirn getämmten Haare junger Mädchen Pönylöden, Sempelfranzen, Dachtraufen. Der Fering wird zum Schneid-karpfen, die Geige zum Wimmerholz, der Zylinder zur Angstöhre. Der Soldat nennt sein Gewehr Knarre, Schießprügel oder Auf-suß, den Tornister Affen, das Seitengewehr Käsemesser, den Degen Klempe, den Helm Dunsttiepe oder Hurraute, die verhüllte Fahne Bataillonsregenschirm.

Ein ganzes Kapitel ließe sich schreiben über die früher üblichen Bezeichnungen der verschiedenen Vierforten. In Buzgehude braute man ein Bier mit Namen „Ich weiß nicht wie“ (wir ergänzen: mir ist). Es war jedenfalls kein leichtes Bier, sondern ähnlich dem in Eisleben gebrauten, das „Aräbel an de Wand“ getauft ward. Schlimme Wirkungen deuten die folgenden Namen an: Das Limbacher ward „O wie“, das Fernburger „Störtenkerl“ (Stürg den Kerl), das Voikensburger „Viel den Kerl“ (Weiß den Kerl), das Gilstroher „Schweis in Raden“, das Stader „Kater“ und das Grimmaische „Bauchweh“ genannt. Recht leicht und wenig schmackhaft scheinen die Biere gewesen zu sein, denen die enttäuschten Zecher Namen beilegte wie: Spülwasser, Krebsjauche, Sauro Maidl, Schredengast, Lumpenbier, O Kammer, O Zetter, Au weh, Nachenpuker, Bessere dich, Es wird nicht besser.

Wie in die Sprache der Gebildeten, so find auch in die Sprache des Volkes zahlreiche Fremdwörter eingedrungen. Da aber diese für das der fremden Sprache unkundige Volk nur leerer Schall sind, gegen den sich das Volksbewußtsein sträubt, so ist es bemüht, einem jeden seine besondere Bedeutung und eine möglichste Verständlichkeit zu geben. Durch Anlehnungen an bekannte heimische Klänge und Wörter, durch die verschiedenartigsten Umbildungen sucht es die Fremdlinge der Zunge dem Ohr und dem Verständnis näher zu bringen. Und dies nicht etwa erst in neuerer Zeit; schon im Mittelalter begegnen wir solchen Gebilden. Da werden die Weichtäter zu Wauchvätern, die Karthäuser zu Kartenhäusern, der Professor zum Brotfresser, der Notar zum Notmar, der Philosophus zum Philosophaus, das Podagra zum Potengrane, das Abenteuer zum Affenteuer, Kantippe wird umgetauft in Janntippe, aus melancholisch wird maulhängelisch uff.

Die Friedensschlüsse zu Nymwegen und Nymwhl wurden bezeichnend genug zum Frieden von Nimmweg und Reipweg, der siegreiche Kampf bei le Mans zur Schlacht bei Lehmanns. Der Zivil-berdienstorden wird zum Zubielsberdienstorden, das Trottoir zum

**Katze**, die Trübne zur Treppine, die Zigarre zur Biejarre, die Gouvernante zur Jungfer Rante, das Mouleau zum Kollo, gastrisches Fieber zum garstigen Fieber, der Rentier zum Rentier, Champagner zum Schlamapanscher, Rheumatismus zum Reihmatisimus oder Reihmichtüchtig, Kalamitäten werden zu Klammiläten, da sie sehr oft durch das Klammwerden des Geldes, die Geldklemme, heraufbeschworen werden. Statt per pedes apostolorum hört man per Beenes (Weine) apostolorum oder aus ubi bene, ibi patria wird gar ubi Beene, ibi podagra. Das für den Mann aus dem Volke bedeutungslose und nichtsagende Wort retirieren verwandelt er — an die rettende Flucht denkend — in zetterieren; er sagt tischkarieren statt diskutieren (wahrscheinlich in Gedanken an Viertischgespräche), kopieren statt capieren, da bei diesem Vorgange der „Kopp“ die Hauptrolle spielt, aus renovieren wird rene(reine)führen, aus famos vermoost, aus massafrieren mordscaffrieren usw.

Auch die Art und Weise, in der das Volk landläufige Redensarten anwendet, birgt einen köstlichen Humor. In der Regel nennt das Volk zuerst die Redensart und erfindet zu ihr eine Situation, die wie die Faust aufs Auge paßt. In diesem Kontrast liegt das Komische. Aus der großen Fülle einige Beispiele: Aller Anfang ist schwer, sagte der junge Dieb, da stahl er einen Ambos. Nichts für ungut, sagte der Jude, da biß er der Gans den Kopf ab. Wo man singt, da laß dich ruhig nieder, sagte der Teufel und setzte sich auf einen Wiener Schwarm. Vom Himmel hoch, da komm ich her, hat Loken Zimmermann gesungen, als er vom Dache fiel. Das hätte ich nicht gedacht, sagte der Bauer, da fiel er vom Wagen. Das Kräutchen kenne ich, sagte der Teufel, da setzte er sich in die Brennnesseln. Wird der liebe Gott mit dem seine Not haben, sagte Hoch, als er hörte, Handsturm wäre gestorben. Nur nicht ängstlich, sagte der Hahn, da fraß er den Regenwurm. Das wollen wir wohl kriegen, sagte der Advokat zum Bauern, da meinte er aber das Geld und nicht das Recht.

Damit wollen wir schließen; das Gebiet ist ja bei weitem nicht erschöpft, aber das Gesagte beweist schon, daß der alte deutsche Schalk auch in der Sprache jederzeit sein Wesen getrieben hat.

## Kleines feuilleton.

### Gauwirtschaft.

**Bananen und Arrow-root** (zu deutsch Pfeilwurze) kommen, wie uns zur Ergänzung unseres Artikels in Nr. 33 geschrieben wird, von zwei ganz verschiedenen Pflanzen und Pflanzenteilen. Bananen sind die Früchte des Pisang, der der Familie der tropischen Musaceen angehört. Die Bananenfrüchte werden meist frisch verzehrt, aber auch getrocknet und gemahlen zur Herstellung von Schokolade verwendet, wozu sie wegen des in ihnen enthaltenen Stärkemehls, ihres hohen Zuckergehalts und ihres angenehmen Aromas wegen sehr geeignet sind, was jedenfalls praktischer ist, als wenn man das darin enthaltene Stärkemehl für sich gewinnen wollte, wobei ihre anderen wertvollen Bestandteile verloren gingen.

**Arrow-root** oder Pfeilwurzelmehl wird aus den Wurzelknollen verschiedener Marantaceen gewonnen, die stellenweise noch in Westindien, Guahana und auf Réunion angebaut wird. Es wird aus den zerriebenen Wurzelknollen aus dem sich dann bildenden Sahmehl gewonnen, ist ein sehr reines Stärkemehl, das aber unter dem Mikroskop eine ganz andere Form als das der Bananen-, der Getreide- und Kartoffelstärke zeigt und bildet einen verhältnismäßig leicht verdaulichen Zusatz zu Kindernahrung, das aber heut nicht mehr so viel wie vor einigen Decennien verwendet wird, da es jetzt außer Zweifel ist, daß vor einem gewissen Alter von einigen Monaten der kindliche Magen überhaupt nicht imstande ist, Stärke zu verdauen.

### Aus dem Tierleben.

**Neues vom Strauß.** In vielen naturgeschichtlichen Büchern, leider auch in Schulbüchern, lesen wir heute noch, daß der Strauß die Bebrütung seiner Eier tagsüber der Tropensonne überläßt oder sie zu dem gleichen Zwecke mit heißem Sand überdeckt. Weides ist falsch. Wenn man bedenkt, daß die glühende Sonne Afrikas den Sand bis auf 80 und mehr Grad erhitzt, eine Temperatur, die selbst für ein Straußenei tödlich wirkt, so begreift man gar nicht, wie eine solche falsche Behauptung immer wiederkehren kann. Zum Schutze gerade gegen die jengenden Sonnenstrahlen müssen die Eier von dem Vogel bedeckt werden und in der Tat brütet das Straußenweibchen während des ganzen Tages, am Abend wird es von dem Männchen abgelöst, das während der Nacht auf den Eiern sitzt. Außerdem ist aber eine fortwährende Bedeckung des Nestes durchaus nötig als Schutz gegen die zahlreichen Eierdiebe der Steppe, die sich nicht nur unter den Vögeln und Kriechtieren, sondern auch unter den vierfüßigen Raubtieren, ja sogar unter den Affen finden. Der Strauß ist aber ein sehr kräftiger, wehrhafter Vogel, der mit wuchtigen Schnabelhieben und mit gefährlichen Tritten seiner starken Füße selbst größere Tiere von seinem Nest fernzuhalten weiß, und außerdem ist besonders der männliche Strauß zur Krätzezeit ein sehr bösarziger, rauflustiger Wursche. Die jungen Strauße sind nach dem Ausschlüpfen aus dem Ei ganz unbeholfene Geschöpfe, die noch mindestens 24 Stunden

im Nest bleiben müssen, ehe sie sich auf ihren schwachen hohen Beinen erheben können.

Da der Strauß bekanntlich nicht fliegen kann, besitzt er eine außerordentliche Ausdauer und Schnelligkeit im Laufen, er ist der Laufvogel im vollendetsten Gestalt. Nun hört und liest man häufig, daß der Vogel beim Rennen die Flügel ausbreite und mit ihnen schlagend und sie gewissermaßen als Segel benutzend, dadurch seine Schnelligkeit noch fördere. Auch das ist nicht richtig. Beim Laufen hebt der Strauß seine Flügel nur etwas, und zwar so weit, daß sie die Bewegung seiner überaus kräftigen Schenkel nicht hindern; würde er die Flügel weit ausbreiten, dann würden sie wegen des größeren Luftwiderstandes seinen Lauf nicht fördern, sondern ihn sogar ziemlich stark hemmen. Sehr eigenartig ist ein sonderbares Lauffpiel der Strauße, das gewissermaßen einen Tanz der Riesenvögel darstellt und das daher von den Forschern „Walzen“ genannt wird. Der Forscher Schreiner schildert diesen Tanz folgendermaßen: „Die Tiere laufen ein paar hundert Meter, machen dann alle Halt und setzen sich mit erhobenen Flügeln eine Zeitlang in schnelle, drehende Bewegung, bis sie ganz schwindlig sind, wobei ein Weinbruch gelegentlich vorkommt. Eine Abweidung derartig walzender Vögel gewährt einen merkwürdig hübschen Anblick.“ Diese Tanzspiele werden wahrscheinlich in der Balzzeit aufgeführt, sie sind ja bei sehr vielen bodenständigen Vögeln in mancherlei Gestalt zu finden. Die Kraft und Ausdauer des laufenden Strauße ist außerordentlich groß, Strecken von vielen Kilometern legt er in rosender Schnelligkeit zurück und dabei setzt er über Hindernisse, die bis anderthalb Meter hoch sind, spielend hinweg.

Trotz allen entgegengesetzten Angaben, die von Vielweiberei des Strauße reden, lebt der Vogel in strenger, Einerei, Hahn und Henne halten treu zusammen. Unter den vielfachen falschen Schilderungen ist aber eine richtige, die von der Unergründlichkeit des Straußenmagens; denn der Vogel verschluckt in der Tat außer seiner Nahrung alle möglichen ungenießbaren Dinge, selbst größere Steine, Glasplitter und Metallstücke.

### Medizinisches.

**Neue Asthmaforschungen.** Ein hervorragender Arzt, der sich das Studium des weit verbreiteten Asthmas seit Jahren zu seiner besonderen Aufgabe gemacht hatte, äußerte auf der letzten Versammlung der Britischen medizinischen Vereinigung den lakonischen Satz, das Asthma sei in seinen Symptomen dramatisch, in seiner Pathologie hinterlistig und in seiner Behandlung unsicher. Hoffentlich ist die ärztliche Kunst nicht in einer so ganz hoffnungslosen Lage gegenüber diesem bösen Leiden, wie es dieser Ausspruch zu behaupten scheint, aber es muß zugegeben werden, daß diese Krankheit zu den am wenigsten erkannten gehört. Ritunter läßt sich die hauptsächlichste Ursache, die überhaupt sehr verschiedenartig zu sein scheint, unsicher in den Atmungswegen auffinden, namentlich in der Nase, wo eine übermäßige Entzündung des sogenannten erektilen Gewebes (Schwellgewebes) oft verhängnisvoll wird. Auf der anderen Seite kann eine asthmatische Anlage durch eine zu geringe Ausbildung der Muskelgewebe in den größeren Atmungswegen die gleiche Folge haben. Das meiste Gewicht aber hat man immer auf den Zusammenhang des Asthmas mit nervösen Störungen gelegt, und die Mehrzahl der Sachverständigen nennt das Asthma im wesentlichen eine Nervenkrankheit. An der Tätigkeit der Atmungsorgane ist eine ungeheure Zahl von Nervenfasern beteiligt, von denen alle mehr oder weniger imstande sind, die Atmung in ihrem regelmäßigen Verlauf zu beeinflussen. Selbst in den feinsten Verzweigungen der Lufttröhre finden sich noch Fasern, die mit dem bekannten Nervus vagus, dem „umberschweifenden Nerv“, in Verbindung stehen und durch diesen in ihrer Zusammenziehung und Ausdehnung beherzigt werden. Im gesunden Zustand erfolgt die Zusammenziehung mit der Ausatmung, die Erweiterung mit der Einatmung.

Es ist nun aber die besondere Frage, durch welche Umstände die eigentlichen asthmatischen Erscheinungen herbeigeführt werden. Die ältesten Erklärungen rechnen dabei auch mit einer Art von Krampf in den feineren Röhren der Bronchien, andere mit einem Krampf des Zwerchfelles. Neuerdings hat man auch eine Erkrankung der Nerven mit Verdacht belegt, von denen der Blutdruck abhängt. Dazu kommt die Beobachtung örtlicher Erkrankungen der Schleimhäute in den Atmungswegen, die bei den Anfällen von Asthma in einen ähnlichen Zustand geraten können, wie die äußere Haut bei dem sogenannten Nesselfieber. Nach Sibson muß unterschieden werden zwischen dem echten Asthma und gewissen Formen der Atemnot, die im Gefolge anderer Leiden auftreten und eine große Ähnlichkeit mit Asthma haben können. Solche Bezeichnungen wie Herzasthma, wovon man neuerdings sehr oft sprechen hören kann, sind durchaus irreführend. Es gibt eben nur ein echtes Asthma, dessen Ursprung wahrscheinlich in den Nerven zu suchen ist und von allen Arten der Atemnot unterschieden werden muß, die mit Herzleiden oder mit manchen Arten von Vergiftungen zusammenhängen. Daß die Nerven beim Asthma an erster Stelle im Spiel sind, wird namentlich deutlich durch die Erfahrungen erwiesen, daß Aufregungen wie Kummer, Ärger und dergl. sehr dazu beitragen, um einen asthmatischen Anfall herbeizuführen. Daneben kommen freilich noch viele Einzelheiten in Betracht, die im Zusammenhang schwerer zu erklären sind, namentlich die ungünstige Wirkung von Nebel und von gewissen Gerüchen.